



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brüggen, Ernst von der: Wohin gehen wir? : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wohin gehen wir?

Von Ernst von der Brüggen

(Schluß)



Es wäre ungerecht, wenn man die Verarmung mancher Völker, auf die die Engländer Einfluß gewonnen haben, einfach nur dem bösen Willen der Engländer, einem systematisch vorbedachten Raub- und Plünderungssystem zur Last legen wollte. Freilich trug diesen Charakter die berühmte Englisch-ostindische Kompagnie, die von 1600 bis 1858 Zeit genug hatte, das reiche Indien zu plündern. Und wenn auch das heutige England immer stärker die Züge dieser Kompagnie annimmt, so sind doch nicht alle Härten des Systems dem Willen der Regierung zur Last zu legen. Ist einmal Geldgewinn beherrschendes Prinzip, so folgen die Härten von selbst. Der Kaufmann ist der härtere Teil im Staatsmann, und die Dampfmaschine kennt wenig Mitleid. Als im Jahre 1703 der englische Gesandte Methuen in Lissabon den nach ihm benannten Handelsvertrag abschloß, meinte man auf beiden Seiten, Vorteile aus ihm zu ziehen. Denn die portugiesischen Weine gingen fortan mit um ein Drittel geringerer Steuer als die französischen nach England, wogegen die englischen Wollwaren in Portugal einen Zoll von 23 Prozent vom Wert entrichten mußten. Dennoch hat dieser Vertrag, der erst 1836 aufgehoben wurde, Portugal großen Schaden zugefügt, indem er bewirkte, daß die portugiesische Industrie allmählich von der englischen erstickt wurde, und das Land in volle wirtschaftliche Abhängigkeit von England geriet. Es verarmte wie nach ihm Spanien und auch die türkischen Länder, abgesehen von innerer Mißwirtschaft, unter diesem englischen Druck, aber daran war weder offene Gewalt, noch hinterlistige Bethörung schuld, sondern die Fabrik, dann die Dampfmaschine, die Kohle, kurz die in England erblühende Industrie, der diese Völker nicht gleichwertige Kräfte entgegenstellen konnten. Die hochentwickelte Manufaktur in diesen Ländern siechte hin unter dem Andrang der

Waren der Großindustrie, und die Länder verarmten, weil sie viel kaufen mußten und wenig verkaufen konnten. Es ist nicht der politische, der direkt gewaltsame Druck, sondern die wirtschaftliche Übermacht Englands, die diesen Ländern verderblich geworden ist, und die heute z. B. in Ägypten wieder die eingeborne, von ihren frühern Herrschern doch wahrlich nicht verwöhnte Bevölkerung gegen die Engländer aufbringt. „Denn, sagt Hron in dem angeführten Buche, das englische Gouvernement schon die Sitten und Gebräuche der Ägypter mit vieler Sorgfalt, und auch die meisten Europäer genießen unter der englischen Herrschaft ein weit höheres Maß an persönlicher Freiheit, als in ihren respektiven Vaterländern.“ Und dennoch klagen alle Eingebornen über den Druck der englischen Verwaltung und „bitten Gott, er möge sie von diesem Übel erlösen.“ Der Engländer fordert von andern immer dasselbe Maß von Arbeit, das er selbst leistet. Aber so hoch wir den sittlichen Wert der Arbeit schätzen, so haben wir kein Recht, sie von andern in gleichem Maße zu fordern. Faulheit und Bedürfnislosigkeit haben auch ihr Recht, trotz aller fortschreitenden Nationalökonomien und aller englischen Antisklavereigesellschaften. Mir ist der Serenaden anstimmende Spanier mit malerischer Mantille und einer Peseta in der Tasche eigentlich lieber, als der taub und blind zur Börse stürmende Mann der Londoner City. Jener ist, wenn man so sagen darf, der weit menschlichere Mensch als dieser Sklave der Arbeit und des Geldes. Auch verachten sie sich gegenseitig sehr gründlich.

Ähnlich wie in Ägypten geht es seit dem Aufhören der Ostindischen Kompagnie in Indien, wo sich inzwischen eine eigne indische Industrie entfaltet hat. Für den Landbau hat der Engländer weder daheim noch in Indien viel Interesse übrig; er ist eben zuerst Kaufmann oder Fabrikant, und der indische Landbauer ist an den Hunger gewöhnt. Das Ausfaugen geht auch ohne äußern Zwang weiter, indem die Produkte des Landbauers dem Großhandel dienend ins Ausland gehn, und indem das Geld aus ländlichen wie städtischen Gewerben zuletzt in die Hände von Engländern kommt, die es mit sich nach England nehmen oder dorthin an englische Kapitalisten als Zinsen oder Dividende schicken. Es ist eben der Krämergeist, der hier wie in Ägypten regiert. Und dieser Geist ist hart und kalt wie das Metall, das ihn symbolisiert.

Der weiche Charakter des Inders bleibt nicht ohne Einfluß auf den Charakter des herrschenden Briten, so wenig als die Roheit des Wilden auf den englischen Eroberer in Afrika ohne Wirkung bleibt. Das Herrenbewußtsein wird übermäßig gesteigert, der Egoismus verhärtet; der „athletische Charakter“ entwickelt sich. „Als Eroberer, sagt Steffen, sind die Engländer tyrannisch, eher deshalb, weil sie die Unterjochten zwingen wollen, nach angelsächsischer Weise sich einzurichten und zu leben, als dadurch, daß sie um des Quälens willen quälten.“ Indessen haben sie nur zu oft, in Indien, in Neuseeland, in Afrika eine Härte des Eroberers gezeigt, die in Grausamkeit überging. Auch findet Steffen ganz allgemein in dem Engländer die „Anlage zu

körperlicher und seelischer Grausamkeit gegen Mitmenschen, und nicht bloß gegen solche von niedrer Rasse" (S. 392). Und es ist nur natürlich, daß der harte englische Geschäftsmann als Herr unterwürfiger Hindus oder rachsüchtiger, heimtückischer, kräftiger Neger jegliche Gefühlsregung bei der Verfolgung seines Vorteils hinter die Geldgier oder die eigne Sicherheit zurückstellt. Wenn der Engländer in Indien durch die bloße Zugehörigkeit zu dem Herrenvolke in der Lage ist, seine Überlegenheit auch dem gebildeten und reichen Inder gegenüber zu fühlen und zu zeigen, so kann das nicht verfehlen, seinem Hochmut, seinen Ansprüchen an Andre Nahrung zu geben; wer lange Zeit die Rhinocerosspeitsche geführt hat, wird nicht an seinem Gefühl für Leiden und Freuden, an Verständnis für seine Mitmenschen gewonnen haben. Und Peitsche und Kugel haben die Engländer in Afrika und überall, wo sie Wilden entgegengetreten sind, reichlich angewandt. Die Härte ist rohen Völkern gegenüber oft notwendig; aber indem man gezwungen ist, sie oft anzuwenden, wird man selbst leicht härter und roher. Und das ist dann wohl auch der Preis, den die Engländer in moralischer Münze für das Gold ihrer Kolonien in großem Maße gezahlt haben. Wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, so könnte dieser Zusammenstoß von Engländern und holländischen Bauern ihn erbringen, dafür nämlich, daß Reichtum weder zu dem Glück eines Volkes, dessen Ausdruck persönliche Zufriedenheit ist, noch zur Veredlung des Volkscharakters beiträgt. Die Bauern haben sich den Engländern moralisch weit überlegen gezeigt. Wir haben Proben davon erlebt, wie viel Roheit und Rücksichtslosigkeit, Geldgier und Egoismus in dem Engländer von heute steckt. Als der Krieg gegen die Buren ausbrach, betrogen sich die englischen Truppen nicht, wie es heute in zivilisierten Staaten von Soldaten und Offizieren erwartet wird, und wenn die Buren, auf die der Engländer als auf eine niedre Rasse herabsah, die englischen Roheiten mit gleicher Münze vergolten hätten, so hätten wir wahrscheinlich sich Greuel erneuern gesehen, wie sie zu Zeiten der Landsknechte üblich waren. Die Buren waren klug genug, die englische Roheit nicht durch Vergeltung noch stärker herauszufordern. Was die Engländer in Südafrika, und was alle europäischen Kulturvölker in tropischen und subtropischen Kolonien, die sich zur Besiedlung nicht eignen, erstreben, ist Geld und wieder Geld; die einen das Gold des Bodens, die andern, die Politiker, den künftigen größern Gewinn, der sich aus der englischen Suprematie ergeben soll. Sie nennens Kultur, sie haben auch den Buren gegenüber die Fahne der Kulturmission entfaltet, aber ihre Kultur in den Kolonien hat sehr wenig mit Humanismus, sehr viel mit Geldgewinn zu thun. Dieses Streben hat sie in materieller Hinsicht zu den tüchtigsten Kolonisatoren der Welt gemacht, denn auf materieller Grundlage baut sich jede Kultur zuerst auf. In früherer Zeit war ihre Art zu kolonisieren die rein kaufmännische, der Händler ging voran, der Missionar folgte, zuletzt kam der Staat. Jetzt ist das anders geworden, die Bedeutung von Kompagnien wie die Nigergesellschaft oder die südafrikanische Gesellschaft tritt bald hinter dem Staat zurück. Aber die eng-

lischen Staatsmänner sind alle mehr oder weniger von kaufmännischem Geist durchdrungen, das kommerzielle Interesse steht längst an der Spitze der englischen Regierungsinteressen, und für die Leiter im Kabinett wie im Parlament sind die Kolonien kommerzielle und gewerbliche Unternehmungen, die fast ausschließlich in diesem Sinne und sehr wenig in dem Geiste zivilisierender Erziehung niedrer Völker geleitet werden. Noch jüngst, nach der Befreiung von Kimberley, hat Cecil Rhodes die englische Flagge als „das größte kommerzielle Palladium“ bezeichnet.

So wurde und wird der kaufmännisch harte Volkscharakter des Engländer durch die Kolonien in einer Richtung ausgebildet, die ihn von den Prinzipien einer humanen Zivilisation entfernen. Und es liegt viel Ironie darin, wenn Fürst Bismarck gerade die Engländer beschuldigt, „die Redensarten von Humanität und Zivilisation“ bei uns zu importieren. *) Es sind das bei uns zum Glück nicht bloße Redensarten, aber in England freilich gehören diese Begriffe zu dem etwas veräußerlichten Moralkultus, mit dem die Engländer vor andern und auch vor sich selbst gern die Wirklichkeit verhüllen. Und wo es nicht Heuchelei bei ihnen ist, da liegt es an der englischen Auffassung von Zivilisation, die weit materieller ist, als bei den Völkern des Kontinents. Selbst ein Mann wie Charles Dilke, der an der Spitze des föderierten größern Britanniens schreitend Deutschland und Frankreich im zwanzigsten Jahrhundert zur Bedeutungslosigkeit hinabsinken sieht, **) gesteht, „daß die öffentliche Meinung (d. h. in England) schlaffer geworden ist, und zwar ebenso bezüglich der eigentlichen Einrichtung der Sklaverei, wie bezüglich der unorganisierten Form von Brutalität, die im Grunde schlimmer ist als die planmäßige Sklaverei.“ ***) Und noch weit schärfer und allgemeiner drückte sich schon vor 1853 ein berühmter englischer Kanzelredner, Robertson, in seinen „Religiösen Reden“ aus: „Bei andern Nationen ist der Erwerbstrieb unmaßig, ja krankhaft zu nennen, so bei uns Engländern. Dieses Trachten nach Besitz ist die Quelle unsrer Größe und unsrer Erniedrigung, unsers Ruhms und unsrer großen Schmach; es ist die Ursache unsers Handels, unsrer Seemacht, unsers ungeheuern Reichthums, unsrer Erfindungen, zugleich auch die Quelle unsrer Streitigkeiten und Parteiungen, unsers schmachvollen Pauperismus, und der schlimmer als heidnischen Verwilderung und Entartung der großen Massen unsrer Bevölkerung. Was aber noch besonders merkwürdig ist, ist die Thatsache, daß es unter allen Völkern der Erde keins giebt, das so wenig imstande ist, sich zu freuen, wie wir. Die feinere Organisation, die andre Völker auszeichnet, ist uns versagt; unser Sinn für Musik ist wenig entwickelt, unser Schönheitsinn nicht lebendig und scharf; unsre Feste sind laut und lärmend und enden mit Langweile und Verstimmung. Wir verstehn uns nicht zu freuen, zu genießen; wir bedürfen vor allem der Arbeit, dieser Grundbedingung

*) Gedanken und Erinnerungen II, S. 110.

**) Ch. Dilke, Problems of Greater Britain, S. 1.

***) S. Steffen a. a. D. S. 47.

der menschlichen Natur. Und so fahren wir immer weiter fort im Sammeln und Anhäufen, als wenn wir dadurch genussfähiger werden könnten, wenn wir noch mehr besitzen. Sich aus der Gesellschaftsklasse, in der man geboren und erzogen ist, hinaus und sich in eine höhere hinein zu schwingen, ist die jährliche, tägliche, ja stündliche Beschäftigung von Millionen unter uns. Dieses Bestreben »hinauf« könnte von Wert sein, wenn es in Wahrheit ein »hinauf« bedeutete, wenn man ein geistiges, moralisches, ja nur ein physisches Steigen darunter verstünde, und nicht nur ein eingebildetes. Unsere Mittelklassen haben schon vollen Anteil an den Genüssen der Reichen, und das einzige, was ihnen fehlt, ist derselbe Prunk bei der Befriedigung. Das »Mehr«, nach dem sie streben, bedeutet aber nur ein Mehr an Equipagen, Häusern, Geld und Luxus, ohne doch dadurch die Fähigkeit des Genießens steigern zu können. Und so ist denn die Wurzel all unsers Strebens Geiz und Begehrlichkeit, nicht der Wunsch, mehr zu genießen, sondern immer mehr zu haben. Darum sollen auch wir uns das Wort Christi gesagt sein lassen: »Hütet euch vor dem Geiz«, und fügt er hinzu: »niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.«

2

Wir Deutschen sind andre geschichtliche Wege gegangen als die Engländer, wir haben nicht ihre Infellege, wir haben auch eine etwas andre Natur des Landes, etwas anderes Klima. In der langen Periode des Niedergangs, die dem Dreißigjährigen Kriege folgte, sind wir arm an materiellen Gütern, bescheiden, kleinlich, arm an Selbstvertrauen geworden. Ein leerer Schein verschüttete das staatliche Leben und verdeckte die Volkskraft, wir verloren den Sinn für das Wirkliche, wurden Träumer, Grübler, Philosophen, Poeten, politische Doktrinäre. Das Wiedererscheinen materieller und seelischer Kraft in innern und äußern Kriegen begann den Glauben an uns selbst wieder in uns anzufachen. Der Mann von Eisen fand uns lange kleingläubig; zögernd nur erwachte das Verständnis für die Realität der Macht, für die schöpferische Kraft des praktischen Willens. Die großen Kriege fegten eine Menge phantastischer Hausgötzen hinweg, an die wir glaubten aus Selbsttäuschung und aus Verengerung des Gesichtskreises. Wir begannen zu arbeiten und zu schaffen, zu wollen und zu fordern, vor allem Gut und Geld. In zwanzig Jahren kamen wir so weit, daß wir einander erstaunt fragten, wie wir uns denn so schnell verändert hätten, wo denn das Volk der Denker und Dichter geblieben sei? Wir verstanden plötzlich Handel zu treiben wie die Holländer, Industrien herzurichten wie die Engländer, wir wurden immer reicher und fanden uns endlich wohlhabend genug, Kolonien zu gründen. Wir staunten über unsern Fleiß, unsre Erfolge, über die aufblühenden Städte, den sich mächtig erweiternden Handel, die Tüchtigkeit unsrer Industrie. Wir blieben in gewohnter Armllichkeit zu Anfang bei billiger und schlechter Ware, und mit steigendem Selbstvertrauen stiegen Güte und Preis der Waren. Heute sind wir soweit, daß die Reichsgewalt trotz aller seit 1870 entfalteteten gesetzgeberischen und administrativen

Mühsamkeit dem stürmischen Vorwärtseilen der Volksarbeit kaum mehr nachzukommen vermag.

Es kann nicht ausbleiben, daß der neue Beruf, den der größere Teil unsers Volks ergriffen hat, auf den Volkscharakter verändernd Einfluß gewinnt. Und es bedarf keines tiefen Studiums, um zu bemerken, daß schon eine starke Wirkung eingetreten ist.

Mit welchem Triumph ist der „Übergang zur reinen Geldwirtschaft“ von der herrschenden Theorie überall begrüßt worden! Jetzt sind wir soweit: Aktie und Kurszettel regieren die Arbeit und den Besitz des Volks. Je reicher wir werden, um so weitere Schichten des Volks drängen sich heran, an dem Reichtum ihr Teil zu haben. Wer es nicht hat, sucht den Schein zu erwecken, als hätte er es. Man setzt nicht mehr seinen Stolz darein, seinem Stande anzugehören, sondern darein, Geld zu haben; man sagt nicht mehr: „Ich bin das,“ sondern „ich habe das,“ ein Wertmesser, der bei den Juden längst in Gebrauch ist; nicht die Person hat den Wert in sich, sondern der Besitz, und zwar ist der Besitz, der der fungibeln Natur des Geldes am nächsten kommt, der papierne, der verbreitetste Wertmesser für die Beurteilung von Menschen. Welcher ethische Niedergang! Der Grundbesitz machte ehemals den Adel; aber welcher gewaltige Unterschied an sittlicher Kraft und Berechtigung liegt in der Stellung eines Edelmanns, dessen Gut eine Million wert ist, verglichen mit der Stellung eines Mannes mit einer Million in Papieren! Und nach Papier, nicht nach Erde, nach dem Coupon, nicht nach mühseliger aber gesunder Landarbeit drängt alles. Jeder sucht in Arbeit und Besitz die Entfernung bis zum Gelde möglichst abzukürzen, dem Gewinn möglichst nahe zu sein, der schaffenden Arbeit möglichst fern zu bleiben. Wir werden kommerziell und industriell, nicht bloß im wohlthätigen Sinne der Entfaltung, Stärkung und Verfeinerung unsrer Arbeitskräfte, sondern auch in dem übeln Sinne der um sich greifenden Geldgier.

Auf diesen Gebieten sind die Engländer unsre Vorbilder, und wir haben viel von ihnen gelernt; vielleicht weniger, als man im allgemeinen meint, aber doch vieles, was sie sich im Laufe einer langen Zeit der Erfahrung an Methode, an Anpassungsinn, an Zweckmäßigkeit angeeignet haben. Was wir von ihnen nicht zu lernen brauchen, liegt mehr im Gebiet der Erfindung, der intellektuellen Schöpfung, der Phantasie, der Idee; denn hierin thun sie sich vor andern Völkern nicht hervor, sondern stehen hinter einigen zurück. Und was wir weder von ihnen noch von andern lernen können, sind die Eigenschaften des Charakters, die die Art und den Erfolg der Arbeit eines Volkes wesentlich bestimmen. „Das englische Volk, sagt Steffen, hat einen Nationalcharakter, dessen gute Seiten schwer nachzuahmen sind, während man sich dessen schlechtere Züge in unsrer Zeit weit leichter aneignen kann.“ Und es scheint, als ob wir vieles von diesen schlechtern Zügen für ebenso nachahmenswert halten wie die guten, wenn man überhaupt Charakterseiten nennen will, was eigentlich nur mehr äußere Besonderheiten sind. Ja, „wie er sich räuspert und wie er spuckt,“ das gucken wir zunächst heute dem Engländer ab und

machen uns damit vor uns selbst und andern längst lächerlich. Vom Stallknecht auf dem Rennplatz bis zum Hofmarschall pußt sich heute alles englisch auf, wie vor zweihundert Jahren alles französisch wurde. Wenn die Engländer, die uns nachsagen, wir haßten sie, nach Berlin oder Köln kämen, könnten sie sich überzeugen, mit welcher Selbstzufriedenheit man in Sprache, Kleidung, schlechten Manieren, in dem plötzlich erwachten Trieb nach körperlichen Übungen, in der Vorliebe für englische Litteratur seine Verehrung des Englischen und seine Mißachtung des Eigenen zur Schau trägt. Bengel, die noch nie eine Zeile englisch gelesen haben, verstehen auf dem „Lawn Tennis“-Platz schon alles englisch vorzutragen, was zu dem Spiel gehört, sogar die Zahlen kennen sie. Und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist die englische Sprache, die in Klang und Bau an Stelle ästhetischer und systematischer Ordnung die Tendenz hat, ihren praktischen Zweck mit möglichst geringem Aufwande von Zungen- und Lippenarbeit zu erreichen, bald ebenso gebräuchlich, wie es vordem die eleganteste, die französische war. Lange schon kann man den Niedergang der feinen gesellschaftlichen Formen beobachten, der die romanischen Völker und besonders die Franzosen der alten gesellschaftlichen Schule auszeichnete! Aber doch ist bei den Romanen noch wirkliche Höflichkeit zu finden, und wir könnten in Frankreich etwas davon lernen, wenn uns Frankreich nicht leider die Gastfreundschaft gekündigt hätte. Aber was sollen wir hierin von dem Engländer lernen? Der Engländer hält im allgemeinen von der Höflichkeit wenig, denn sie hat ja eigentlich keinen praktischen Zweck, sie bringt nichts Münzbares ein: wie in der Sprache, so berechnet er instinktiv auch im Verkehr jede Äußerung und findet, daß es eine Verschwendung wäre, sich zu erheben, oder eine Verbeugung zu machen, oder sonst von seiner Muskelsubstanz etwas zu verausgaben ohne bessern Zweck, als um einem andern Menschen gefällig zu sein. Er zahlt lieber Geld und hält das für die einzig vernünftige Art von Höflichkeit. Matter of fact ist alles. Und diese vergrößerte, schwere, klozige Art imponiert uns, diese kalte, passive Höflichkeit scheint uns vornehmer zu sein, als die Zuvorkommenheit des Franzosen. Ja, bequemer! Das ist sie, denn man braucht dazu weit weniger Selbstzucht und besonders weit weniger Geist, als es die Art des Romanen verlangt. Aber wir könnten Vornehmheit, Höflichkeit, Feinheit des Umgangs eher von einem italienischen Arbeiter, von einem arabischen Schneider, von einem spanischen Eseltreiber lernen, als von einem englischen Geldsack. Das Geld, das versöhnt uns, das zwingt uns den Besitzer zu bewundern. Und doch hätten wir allen Grund, uns zu erinnern, daß wir bisher noch keinen passenden deutschen Namen für den englischen Typus haben, der am meisten Anspruch auf unsre Achtung verdient, ich meine den vornehmen englischen Gentleman. Bei uns, und besonders in Norddeutschland, erlangte der Mann in der obern Gesellschaft Ansehen mehr durch äußere, militärische oder zivilistische Attribute, als durch innere Werte. In dem „ich bin das“ lag versteckt fast immer ein Geheimrat, ein Major, ein Professor, ohne den man sich einen Gentleman schwer denken konnte. Nun haben sich

daneben der Millionär, der Großhändler, der Großindustrielle gestellt, was die Hoffnung verringert, daß dieses englische Muster bei uns einen Typus ausbilden werde. Den englischen Gentleman zu kopieren, danach strebt man wenig, und im Grunde kann man ihn auch nicht kopieren; man muß es sein. Was man erstrebt, sind eben meist nur die wertlosen äußern, die „schlechtern Züge,“ die uns Deutschen schlecht zu Gesicht stehn und mit dem Gentleman nichts zu schaffen haben. Und mit all dieser Lust, zu verengländern, sollten wir dem britischen Volk oder dem einzelnen Briten feindlich sein? Wir wollen ja selbst englisch werden, spielen schon den Engländer nicht übel, und sollten ihn hassen? O nein, es ist nur die alte Gewohnheit, irgend jemand draußen zu bewundern, unsre Verbeugung zu machen nach rechts oder nach links — und daneben fühlen wir in unserm Innersten denn doch, daß der englische Nationalcharakter uns nicht gefällt, besonders wie er sich allgemein gezeigt hat, seit man in England anfängt, ernstlich die Möglichkeit einer kommerziell-industriellen Konkurrenz zu erwägen.

Wir fühlen es: noch ist der Charakter des Deutschen nicht so weit verändert durch die Goldgier, wir sind noch nicht so berauscht von dem Ruhm der Schlachten, daß wir von dem Mammonismus und dem Hochmut unsrer Vetter zu See nicht abgestoßen würden. Aber Vettern bleiben wir ihnen dem Blute nach doch und haben eben begonnen, in der Schule praktischen Lebens zu lernen, aus der die heutigen Engländer als Meister hervorgegangen sind. Wird die gleiche Schule, die gleiche industriell-kommerzielle Arbeit nicht die gleiche Wirkung auf den Volkscharakter haben?

Wir haben seit 1860 eine stolze Periode politisch-nationaler Erhebung durchgemacht. Man hat ihren Anfang mit dem Wort von Blut und Eisen gekennzeichnet, und soweit diese Kennzeichnung berechtigt war, meinte man damit, daß wir die nationale Erhebung nur mit den Mitteln brutaler Kraft durchsetzen konnten. Das Resultat hat für diese Mittel gesprochen; aber indem wir das Resultat bewunderten, haben wir uns unbewußterweise auch daran gewöhnt, die Mittel zu bewundern, und sind allmählich dazu übergegangen, sie, nämlich die brutale Kraft, in der in humanem Sinne höchsten Ausbildung unsers Heers an sich und unbedingt zu verehren. Man ist sich nicht immer mehr ganz klar darüber, wo die brutale Kraft in der Schätzung aufhört, Mittel zu sein und zum Selbstzweck wird. Die große Bewegung, die nach 1870 in alle Verhältnisse des Volkslebens kam, der Schrecken vor roher Volkskraft trugen dazu bei, den Wert der rohen Staatskraft für die ruhige Entwicklung der innern Verhältnisse oft zu überschätzen. In Friedenszeiten soll die Staatsgewalt in ihrer bürokratischen Organisation die materiell schaffenden und die sittlich erhaltenden Kräfte des Volks unterstützen, und wo es nötig wird, leiten. Es liegt aber erfahrungsmäßig in der Tendenz aller Bürokratie, das Leiten dem Unterstützen vorzuziehen, eine Tendenz, die sich besonders stark entwickelt angesichts einer sozialen Gärung, wie wir sie heute durchmachen. Unsre Bürokratie ist zum größern Teil von militärischem Geist erfüllt, und während

sie dadurch an disziplinierter Kraft gewinnt und sich vor andern Bürokratien auszeichnet, wird sie leicht hinderlich der Ausbildung der persönlichen und sozialen Kräfte, die der unerschöpfliche Quell der Thatkraft im englischen Volkscharakter sind. Zum Glück werden wir durch die Reichsverfassung vor der unheilvollen Zentralisation geschützt, unter der Rußland, Frankreich, Italien leiden. Aber die stolze Erinnerung an die Erfolge der brutalen Kraft läßt uns heute oft zu schnell und zu leicht an dieses bequemere Mittel auch da appellieren, wo nur die zähe Arbeit mit den Werkzeugen humaner, selbstthätiger Volkskraft am Platze wäre.

Vor solcher Überschätzung staatlicher Macht sollten wir uns z. B. hüten in dem Kampf der Nationalitäten und in dem Kampf der sozialen Interessen. In beider Hinsicht sind wir zu nervös und könnten von den Engländern lernen, auch die wildesten Parteiprogramme ruhig gelten zu lassen, solange sie Programme bleiben.

Auf den Kultus der Gewalt folgt bei uns, so scheint es, der Kultus des Geldes. Wir waren arm und bedürfen des Geldes, um unsre nationale Stellung zu erhalten, noch mehr um Weltmacht zu werden. Daß wir gelernt haben, Geld zu erwerben, mag man schon daraus entnehmen, daß man heute etwa zwei Milliarden Mark vom deutschen Volke für eine Flottenvergrößerung fordern kann; vor dreißig Jahren wäre ein solcher Gedanke lächerlich gewesen. Indem wir weiter auf diesem kommerziell-industriellen Wege vorschreiten, werden wir ohne Zweifel in unsern Volkscharakter etwas von dem harten Egoismus und dem gefühlarmen Realismus aufnehmen, den wir bei den Engländern als Krämergeist schmähen. Und hier sind wir zum Glück in der Lage, der egoistischen Macht des Geldes die starke Staatsmacht entgegenzustellen. Die elenden Verhältnisse der untersten Volksklasse in den industriellen Zentren Englands wären nicht möglich, wenn das englische Volk nicht einen Widerwillen dagegen hätte, sich in seine Arbeit und sein soziales Leben vom Staat viel drein reden zu lassen. Eine lange freiheitliche Erziehung hat dem Engländer große persönliche Selbständigkeit verliehen, die wir Deutschen noch in geringem Grade haben und uns nur durch lange Schulung aneignen werden. Die sozialen Kämpfe sind deshalb bei den Engländern zwar ebenso heftig wie bei uns, nehmen aber nicht die staatsfeindliche Richtung wie bei uns und werden ebenso wenig vom Staat in der teils repressiven, teils vorbeugenden, mildernden Weise wie in Deutschland beeinflusst. Unsre soziale Gesetzgebung haben wir vor England voraus, und sie wird dem Egoismus des Geldes gegenüber eine Bedeutung haben, die den sittlichen Verlust, womit der Volkscharakter bedroht ist, mäßigen wird. Das Kapital wird hoffentlich nicht instande sein, seine Macht so rücksichtslos auszunutzen, wie es in England unter der Herrschaft des Manchesterturns möglich war. Wir brauchen eine starke Regierung, die einen starken Volkscharakter zu erziehen, zu ertragen weiß.

Zu expansiver Politik ist heute jedes große Volk gezwungen, das seine äußere staatliche wie seine Kulturstellung in der Welt erhalten will. Die

Inselgermanen haben uns nicht gar viel an kolonialem Landerverb übrig gelassen, vielleicht nur gerade genug, unsre Kräfte für kolonisierende Arbeit zu üben für spätere Zeiten und größere Unternehmungen. Fürst Bismarck hat seiner kolonialen Politik anfangs einen vorwiegend kommerziellen Charakter nach englischem Muster zu verleihen gesucht. Aber er hatte die Kraft unsrer Handelswelt überschätzt und mußte sehr bald staatlich nachhelfen. Der englische Kaufmann ist in langer Schulung gewissermaßen kommerzieller Staatsmann oder politischer Kaufmann geworden; er hat gelernt staatlich zu organisieren, indem er kaufmännisch seine Faktoreien in allen Weltteilen errichtete. Solcher geschulten Kaufleute gab es bei uns nur wenige, als die Notwendigkeit für uns eintrat, überseeische Länder zu erwerben, und wir leiden noch heute in unsern Kolonien unter dem Mangel an solchen Leuten. Aber wenn wir auch eine Menge solcher kommerziellen Konquistadore hätten und gehabt hätten, glaube ich nicht, daß es im Sinne weiser Kolonialpolitik gelegen hätte, dem kommerziellen Geist ungezügelter Macht über unsre Kolonien zu geben. Man ist bei uns noch nicht grobnervig und egoistisch genug, dem humanen Pflichtbewußtsein abzusagen; man ist sogar oft zu empfindlich in diesem Punkt, indem man sich von allgemeinen Prinzipien verleiten läßt, die Wirklichkeit in afrikanischen Dingen nicht klar zu sehen. In England hat man Stanley Sklaven kaufen, peitschen, töten lassen in Menge, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und heute noch wird der Wilde des Kongogebiets bis dicht an die Meeresküste hin nicht bloß von den Engländern nicht als Objekt einer Veredlungsarbeit, sondern als Arbeitsvieh behandelt.*) Und das ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, wenn auch für den feinnervigen Europäer unsrer Zeit und für den Prinzipienreiter unsers Volks anstößig. Wir entrüsteten uns noch über Leute wie Dr. Peters, auf deren Weste man in England kaum irgend einen Fleck entdeckt hätte, und wir werden den rechten Mittelweg erst finden müssen zwischen Humanismus und kommerziellem Egoismus, der uns das Ziel gewinnreicher kolonialer Arbeit ohne eine Erniedrigung unsers sittlichen Fühlens erreichen ließe. Es mangelt bei uns noch an dem Mut, uns große Ziele zu setzen und sie dann in großem Zuge, mit festem Blick auf das Ganze zu verfolgen. So unwürdig der gegenwärtige englische Raubzug in Südafrika in den angewandten Mitteln ist, so groß ist die Aufgabe, die sich die englischen Staatsmänner dort gestellt haben. Während England die Hand nach Weltteilen ausstreckt, wagen wir kaum, den unvermeidlichen Kampf mit dem Slaventum an unsern Grenzen ernstlich ins Auge zu fassen, und es giebt Leute bei uns, die bereit wären, Posen aufzugeben, um nur Ruhe im Hause zu haben. Es giebt Leute, die der Meinung sind, es sei für uns besser, keine Kolonien zu haben, als um den Preis schwerer Kränkung unsers moralischen Volksbewußtseins welche zu besitzen. Wenn wir alles nur vom moralischen Standpunkte schätzen wollten, dann hätten wir auch den Krieg von 1870 nicht führen und überhaupt alle Kriege aufgeben sollen, die ja die auf Mitleid

*) Vgl. Castellani, Vers le Nil français avec la mission Marchand.

ruhende Humanität verletzen, und wir sollten aus demselben Grunde den hierin gefährlichen Weg des kommerziellen Egoismus aufgeben. Krieg, Großhandel, Kolonien haben aber moralisch den gemeinsamen Wert, daß sie die Thatkraft, die Festigkeit, das Selbstbewußtsein steigern, die zum Charakter eines zur Größe aufstrebenden Volks gehören. Auch in den Kolonien werden wir am besten fahren mit einer Regierung, die, selbst stark, doch den kommerziell-kolonialen Unternehmungen die möglichste Freiheit in der Entwicklung der für diese Verhältnisse passenden Kräfte läßt. Man braucht sich nicht zimperlich von der nötigen und notwendig rauhen, harten Arbeit zurückzuziehen um der Gefahr willen, die in dieser Arbeit liegt; aber es ist nur zu wünschen, daß sich das sittliche Empfinden unsers Volks dieser Gefahr einer Verhärtung des Charakters im kolonialen Verkehr dauernd widersetzen möge. Herrenmoral braucht nicht zur Moral des grausamen Sklavenshalters, Erwerbstrieb nicht zur stumpfen Geldgier zu werden. Wir werden dem Räuberwesen der Spanier in Amerika wie der Vampirart der Engländer in Hindostan und Ägypten fern bleibend dem Geldgewinn in den Kolonien nachgehn können, ohne die sittlichen Grundlagen unsrer Kultur zu verlieren.

Den Charakter unsrer Zeit nennt Steffen „militärisch-kommerziell expansiv, doch kulturell gleichgiltig.“ Das paßt allerdings, aber doch nur für einen Teil unsrer Kulturwelt und für gewisse Gebiete des Kulturlebens. Diesen Charakter trägt die Hauptmasse des germanischen Stammes; diese Gleichgiltigkeit weist das geistige Volksleben in den Wissenszweigen auf, die nicht unmittelbar dem praktischen Leben dienen, und in der Kunst spürt man sie auch. Seit man den Kampf ums Dasein in eine wissenschaftliche Doktrin gebracht hat, ist man mehr und gründlicher als früher darauf aus, sich für diesen Kampf mit den besten Waffen zu versehen und findet sie vorzugsweise in den Kistkammern der Naturwissenschaft und der Technik. Von der Schule fordert man immer stärker, daß unsre Jugend im Gebrauch dieser Waffen geübt werde. Die materielle Kultur steht im Vordergrund, die realistische Bildung verdrängt immer mehr die humanistische, und je weiter wir uns industriell-kommerziell entwickeln, um so notwendiger wird die Masse der realistisch geschulten Köpfe gegenüber den Humanisten wachsen. Kein Volk hat bessere technische und naturwissenschaftliche Schulen als das deutsche, aber bis vor kurzem verstanden wir wohl zu erfinden, aber nicht oder ungenügend die Erfindung auszubeuten. Wenn der Zudrang zur realistischen Schule wächst, so ist das die natürliche Folge des gesamten Volkslebens, wo der Erwerb heute die öffentlichen Interessen beherrscht. An sich ist die realistische Schule ja nicht „kulturell gleichgiltig,“ und neben ihr bleibt uns immer noch die alte humanistische Erziehung lebendig, die wiederum nirgend festere Wurzeln hat als im deutschen Volk. Solange wir an ihr festhalten, wird uns das „militärisch-kommerziell-expansive“ Zeitalter nicht völlig für eine ideale Kultur abstumpfen. Eltern nicht nur, sondern auch Regierungen werden heute freilich oft von der quälenden Sorge, daß die Kinder lernen mögen, ihr Brot zu erwerben, dazu verleitet, den materiellen Nutzen zu sehr in den Vordergrund der Phantasie und des Denkens

der Kinder zu rücken. Man bemüht sich so überwiegend, in ihnen den Sinn für das praktisch Nützliche auszubilden, daß man oft seelenlose Arbeitsmaschinen und „kulturell Gleichgiltige“ macht. Aber unser alter Quell des Idealismus wird nicht von einem Goldregen verschüttet werden. Auch in England ist die humanistische Bildung keineswegs tot, sondern nur auf einen engen Kreis beschränkt worden. Gerade dem materiellen Zuge der Zeit gegenüber müssen wir umso fester an dem Idealismus halten, der in der humanistischen Bildung wurzelt. Es giebt auch heute noch nichts, was für Vertiefung, Veredelung, Verfeinerung des menschlichen Geistes wirksamer wäre, als das Versenken in das Geistesleben des klassischen Altertums. Keine Geschichte von Völkern oder Staaten, von Männern oder von volkswirtschaftlichen Vorgängen vermag dem Geist zu bieten, was er in Grammatik und Litteratur von Rom und Griechenland findet. Indem wir Cäsar oder Plutarch oder Ovid und Sophokles lesen, lernen wir mehr und tiefer und wahrer das kennen, was man Geschichte nennt, als aus irgend welchen Lehrbüchern, zwar nicht Geschichte der äußern Vorgänge, aber Geschichte des geistigen Lebens, wie sie größer nie gewesen ist. Und hier ist das Ideale. Wer sich lange mit Geschichte befaßt hat — hat Voltaire geäußert —, der kann nie mehr seines Lebens recht froh sein. So spricht die Geschichte aus den Werken des Gelehrten, der sie von außen, von oben her betrachtet. Aber die Geschichte spricht anders aus den Worten Homers oder Ciceros oder Horazens oder auch aus dem Kodex Justinians, diesem Riesengericht des Menschengesistes, das man nun auch bei uns zu den Altertümern gelegt hat. Und wenn man heute oft sagen hört, es sei ja doch zwecklos, die Kinder mit diesen alten Sprachen zu plagen, die sie nachher doch nicht mehr brauchen könnten, so hat vielleicht diese sogenannte Zwecklosigkeit selbst ihren besondern Wert, indem in das Gemüt des Knaben ein Schatz von solchen Vorstellungen niedergelegt wird, die keine Verbindung haben mit dem unmittelbar und materiell Nützlichen, keinen unmittelbar praktischen Zweck, Vorstellungen, die den Jüngling, den Mann in das rohere Treiben des Gelderwerbes hinein begleiten als ein durch Zeit, Denkart und Größe weit vom Tageslärm abliegendes, ungestört lebendiges Heiligtum. Denn der Mensch lebt eben nicht von Brot allein, noch weniger von Geld allein, oder sollte wenigstens nicht davon allein und dafür allein leben. Unsrer demokratisierende und materiell gefinnte Zeit ist der Kunst nicht günstig, die nur in vornehmer Umgebung gedeiht. Soziale Probleme zu lösen, mit galligem Pessimismus in dem Elend dieser Welt zu wühlen, nach dem Beifall der Masse zu gieren — das veredelt die Kunst nicht, und ist doch sehr weit verbreitet. Aber freilich ist die Kunst leider meist nur zu einer Hälfte das Werk des Künstlers, zur andern das des Publikums. Terre à terre nennt der Franzose, wie es sich für eine Zeit paßt, wo man Apoll von Merkur kaum mehr zu unterscheiden vermag.

Indem wir uns weiter industriell-kommerziell auswachsen, ist vor der Hand auf diesem Kulturgebiet nicht viel zu erwarten außer der Möglichkeit,

gleich den Engländern und Amerikanern viel Geld für mäßige Leistungen zu verwenden. Nun, wir werden eben an die Lösung von vorläufig näher liegenden Kulturaufgaben gehn, hinter die die höhere geistige Arbeit zurücktreten muß. Wir werden suchen, die Versäumnis von Jahrhunderten einzuholen, indem wir das deutsche Volk wieder an die ihm zukommende Stelle unter den Kulturvölkern setzen. Das größere Deutschland, die deutsche Weltmacht sind Ziele, die nur dem eitel erscheinen können, der noch die über die Grenzen des alten Europas längst hinaus gewachsenen Interessen Deutschlands nicht begriffen oder sich nicht mit ihnen ausgeföhnt hat. Hier ist aber kein Zurück mehr möglich, und wollten wir nicht über das Meer, so wären wir gezwungen, uns zu Lande Raum zu schaffen. Blicke Deutschland so, wie es 1870 war, so wäre es in wenigen Jahrzehnten ein Kleinstaat unter Weltmächten. Wir müssen vorwärts! Es wird sich nur fragen, inwiefern unsre Zukunft auf dem Wasser und inwiefern auf dem Lande liegt.



Schulreform in Sicht?



ür den 5. Mai haben der Verein deutscher Ingenieure, der deutsche Realschulmännerverein, der Verein für lateinloses Schulwesen und der Verein für Schulreform eine Versammlung nach Berlin berufen, um eine Kundgebung auf Grund zweier gemeinsamer Forderungen zu veranstalten. Sie verlangen 1. die gleichen Berechtigungen für alle neunklassigen höhern Schulen (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) zu wissenschaftlichen Studien und höhern Laufbahnen; 2. den gemeinsamen lateinlosen Unterbau für die drei untern Klassen aller höhern Schulen (also auch der Realschulen). Die Herren versuchen sich insofern mit dem Namen des Kaisers zu decken, als sie von einer „auf Wunsch des Kaisers in Aussicht genommenen Schulreform“ reden. Sie müssen ganz besondere Verbindungen haben, denn im preußischen Kultusministerium weiß man bis jetzt von keinem Reformplan, abgesehen von einer etwaigen Erweiterung der Berechtigungen der Realgymnasien, über die das preußische Staatsministerium jüngst Beschluß gefaßt hat. Sedenfalls wird man nicht nur das preußische Kultusministerium zunächst hören müssen, sondern auch die Kultusministerien anderer deutscher Staaten, denn es ist doch gar nicht daran zu denken, daß Preußen in diesen hochwichtigen Fragen vorgehn und damit eine Spaltung des gesamten höhern Schulwesens in Deutschland riskieren sollte. Darauf nämlich, daß sich die deutschen Mittelstaaten Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen sich ohne weiteres von Preußen ins Schlepptau nehmen lassen und die preußische „Schulreform“